



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Praeterita

Ansichten und Gedanken aus meinem Leben, welche des Gedenkens
vielleicht wert sind

Ruskin, John

Strassburg i. E., 1903

Dreizehntes Kapitel: Die Grande Chartreuse. 1850 - 60

[urn:nbn:de:hbz:466:1-47560](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-47560)

Dreizehntes Kapitel.

Die Grande Chartreuse.

Als ich am stärksten unter dem Eindruck der Berge, des Mont Blanc, Monte Rosa und der Jungfrau, stand, versuchte ich — und meine Darstellung war, denke ich, so richtig als ich sie damals bieten konnte — im letzten Kapitel der „Modern Painters“ die Macht der Berge zu schildern, die Macht, Kopf und Herz der größten Völker des Altertums und der größten Lehrer der christlichen Welt zu erheben und zu läutern. Doch verweilte ich damals nicht bei dem, was ich zwar fühlte, aber nicht überzeugend klar machen konnte: der Zerstörung aller Empfänglichkeit so erhabener Art in der Bevölkerung des modernen Europas; sie wurde verschuldet, erst durch den spitzfindigen Luxus des fünfzehnten, dann durch die rohe Ueppigkeit des achtzehnten und beginnenden neunzehnten Jahrhunderts. So tief ging die zerstörende Wirkung, daß sogar religiös veranlagte Menschen einer Gr-

ziehung durch die Herrlichkeit oder Erhabenheit der Natur unfähig wurden.

In den Tagebuchfragmenten, die ich bisher in dieser Lebensgeschichte abgedruckt habe, ist mit keinem Wort unseres Besuchs in der Grande Chartreuse erwähnt, noch irgend etwas, was wir dort sahen und hörten und einigen Eindruck auf uns gemacht hätte. Doch fiel dort ein Wort, das bedeutungsvoll genug war, um meinem religiösen Denken für immer eine neue Richtung zu geben.

Meine Enttäuschung über das ganze Kloster war groß; der Weg hinauf, die Berge ringsum, der Mönch, der uns herumführte: nichts wollte mir recht gefallen. Die Gebäude waren uninteressant in der Anlage und winklig gruppiert; der Weg bei weitem weniger großartig wie die meisten andern Wege in den Alpen; die umgebenden Berge ohne ragende Zacken, ohne Gletscher und Wasserfälle, ohne dunkle Tannenwälder, die groß genug gewesen wären, einen majestätischen Eindruck zu machen; und der Mönch, der uns in den Gängen herumführte, hatte keine Kapuze, die des Tragens, noch einen Bart, der des Streichens wert gewesen, keinen Ausdruck im Gesicht, als den der Anmaßung und eine unangenehme, brummige Art, die zu zeigen schien, wie sehr er dieses Ortes, mehr noch seiner selbst und vor allen Dingen unser überdrüssig war.

Nachdem wir ihm eine Weile durch die Gänge des weitläufigen Gebäudes gefolgt waren, in dem nichts zu sehen war, kein Gemälde, keine Statue, kein altes

Glasfenster oder schöngearbeitetes Meßgewand, kein Geschmeide noch irgend ein architektonisches Gebilde, das im geringsten geistreich oder anmutig gewesen wäre, kamen wir schließlich in etwas wie einer modernen Karthäuser Zelle zur Ruhe; ich lehnte an der Fensterbank und sagte etwas im Stil der „Modern Painters“ über die Wirkung der landschaftlichen Umgebung auf religiöse Gemüther. Der Mönch verzog verächtlich den Mund und erwiderte: „Wir kommen nicht hierher um die Berge anzusehen“, worauf ich schweigend mein Haupt beugte und bei mir dachte: „weswegen kommt Ihr denn überhaupt daher, Du Einfaltspinsel?“ Das ist etwas, das ich bis auf den heutigen Tag nicht begriffen habe, noch bin ich im geringsten klüger geworden, nachdem ich die jüngste ausführliche Darstellung über die Karthäuser mit voller Aufmerksamkeit durchgelesen habe. (La Grande Chartreuse, par un Chartreux, Grenoble, 5, Rue Brocherie 1884.) Der Autor belehrt mich, daß die Mitglieder seiner Bruderschaft, mehr als die irgend einer andern, Einsiedler sind, — sie schwelgen in Einsamkeit und verbringen in dieser lebenswürdigen Verfassung ihr Leben in engelhafter Reinheit, indem sie über die Freuden des Jenseits und die Vergänglichkeit dieser Welt nachdenken.

Ich stimme vollkommen mit ihnen überein in ihrer Liebe zur Ruhe, aber halte diese Vorliebe nicht im geringsten für fromm oder lebenswürdig an mir. Mir ist unverständlich, warum ihr Gründer, der heilige

Bruno, — ein Lehrer, Mahner und Führer von den herrlichsten Gaben, welchen das gute Glück an den rechten Platz gestellt hatte, indem es ihn lehren und leiten ließ, noch dazu im Mittelpunkte der europäischen Bildung in der Königsstadt Rheims — warum er es für angemessen halten konnte, das Zeichen seiner Würde, den Krummstab von sich zu werfen, fortzugehen und in Grübeleien über das künftige Leben zu enden.

Und warum wählte er für seine Betrachtungen gerade die Alpen? Er und seine Nachfolger hätten die übrige Menschheit ebenso gut vermieden, wenn sie sich ihre Büsserzelle irgendwo in der Ebene in der Gegend, wo sie zufällig geboren waren, gegründet und sich dort eingeschlossen hätten. Dort hätte keine Gefahr gedroht, durch Lawinen verschüttet zu werden und ihre verehrenden Besucher hätten nicht so hoch bergan zu steigen brauchen.

Am allerwenigsten aber verstehe ich, wie sie ihre Tage der Betrachtung widmen konnten, ohne daß unwillkürlich ein Interesse für Pflanzen oder Steine in ihnen erwachte; noch begreife ich, wie sie dabei beharren konnten mit Scharlach und Gold verzierte Bücher zu schreiben (denn sie waren gute Schreiber und hatten eine schöne Bibliothek), und Jahrhunderte lang stets die gleichen Muster zu verwenden ohne den Versuch zu machen, einen Vogel oder ein Blatt richtig zu zeichnen.

Ohne mich auf eine Erklärung dieser Dinge einzulassen, will ich in diesem Kapitel darlegen, wie ich

die Mönche und Nonnen befunden habe, mit denen ich bei Gelegenheit zusammentraf, und inwiefern sie mir förderlich gewesen sind.

Den ersten Eindruck vom Leben in einem Schwesternorden¹ empfing ich 1840 im Kloster des hl. Michael, auf dem Gipfel des einsamen Lavaberges bei Le Puy in der Auvergne. Die Wirtschaftsschwester, ein heiteres einfaches Mädchen, zeigte meinem Vater und mir, was dem Fremden zugänglich war. Wir gefielen ihr gleich durch unsere Höflichkeit gegen sie, unsre Bewunderung ihrer Gebirgsheimat und unsern Glauben an ihr heiliges Leben. Da protestantische Besucher damals in der Auvergne noch selten waren und noch feltner ehrerbietig und freundlich, so ließ sie ihrer niedlichen Neugier freien Lauf. Sie befragte uns ernstlich, was für eine Art Geschöpfe wir seien, wie weit wir an Gott glaubten und versuchten gut zu sein, und ob wir hofften in den Himmel zu kommen. Und da unsere Antworten im Ganzen befriedigender waren, als sie erwartet hatte und zu ihrer größten Freude und Verwunderung christlichen Geist verrieten, der, soweit sie beurteilen konnte, im Einklang stand mit allem, was man sie gelehrt hatte, fuhr sie fort, uns theologische Kreuz-

¹ Die erste Bruderschaft, die ich kennen lernte, war natürlich die St. Bernhards. Aber diese war nicht wegen ihrer eignen geistigen Wohlfahrt von der Außenwelt abgeschlossen; so wenig wie unsere Küstenwächter am Strand von Goodwin. An einer andern Stelle und in ganz anderer Verbindung mit der modernen Welt werde ich ihrer erwähnen.

und Querfragen zu stellen, um wo möglich herauszufinden, warum wir etwas anders waren, oder uns unnötigerweise anders nannten, als katholisch? Der einzige Fehler unseres Glaubens, an den sich ihre Nächstenliebe schließlich heftete, war, daß wir unserer Erlösung durch Christus nicht sicher wären, sondern nur hofften in den Himmel zu kommen, — und deshalb durchaus nicht von der Furcht vor dem Tode befreit seien, wenn dieser einmal an uns herantrete. Darauf geriet sie unwillkürlich in eine eifrige, prächtige, kleine Predigt und ihr vollkommen glückliches, unschuldiges Gesicht gab jedem Wort lebendige Frische und die Ueberzeugungskraft der Aufrichtigkeit. Wir mußten unserer Erlösung durch Christus gewiß sein, sagte sie, und jeder könne es, der zu Ihm käme und zu Ihm bete; alle guten Katholiken seien des Himmels so sicher, als ob sie schon darin wären. So entließ sie uns am Tore mit wahren Mitleid, bittend, daß wir der Güte Gottes vertrauen und in Frieden ziehen möchten. Diese Ermahnung habe ich nie vergessen; nur schien es mir immer, daß ich eine Ruhe wie die ihre nur erlangen könnte, wenn ich gleichfalls auf dem Gipfel eines solchen St. Michaelsfelsens lebte, wozu ich jedoch, wie mir schien, nicht bestimmt war.

Bei dieser Beschreibung des Eindrucks, den mein Vater und ich empfangen, muß ich zurückverweisen auf das, was ich im ersten Bande von unserm gemeinsamen Gefühl sagte, daß wir im Vergleich mit meiner

Mutter, ruchlose und weltliche Charaktere seien, die ihr Erstgeburtsrecht verachteten wie Esau, oder um ihrer Spottlust willen ausgestoßen wurden, wie Ismael. Denn mein Vater wagte nie mir eine religiöse Belehrung zu geben; und obgleich er mit einem ergebenen Gesicht zur Kirche ging, wußte ich doch sehr gut, daß er es ebenso ungern tat wie ich.

Den zweiten und vierten Sommer danach, 1842 und 1844 verlebten wir glücklich und stillvergnügt in der Prieuré bei Chamoni.¹ Wir machten natürlich die Bekanntschaft des Pfarrers und sahen die ganze Lebensweise eines durchaus katholischen Dorfes und Tales. Wir alle erkannten, wie ich hoffe, in unseren Herzen, daß sie so christlich war, wie alles andere Christentum, das wir kannten und viel erfreulicher und schöner als unsere englischen Sonntagsgottesdienste, die das bischen Glauben, das uns noch geblieben ist, so schwer auf die Probe stellen.

Auf mich machte noch tieferen Eindruck die dauernde, reine Ausübung ihres beglückenden Glaubens im Leben, Sonntags wie Werktags, zu jeder Stunde und unter allen Verhältnissen der Jugend wie des Alters. Sie hat sich in allen katholischen Gebirgsgegenden Savoyens, der Schweiz und Tirols, zu ihrer Ehre und ihrem Frieden erhalten. Dabei sind die Leute verträglich und freundlich gegen Andersgläubige.

¹ Nicht im Kloster selbst, sondern im Hotel de l'Union. Das ganze Dorf heißt „la Prieuré“.

Im Jahre darauf (1845), sah ich in Florenz, wie ich schon erzählte, die innere Einrichtung der Klöster in Santa Maria Novella, der Franziskaner Klöster von Fiesole und in denen des Fra Angeliko in San Dominiko und San Marko. In allem worin sie ihren althergebrachten Gedanken und Gebräuchen treu geblieben, waren sie durchaus schön, und die Mönche, mit denen ich in zufälligen Verkehr trat, zeigten allzeit freundliches Interesse für meine Arbeit und erwiesen sich ganz und gar über den „Weltmenschen“ stehend, was allgemeines Verständnis, Höflichkeit und moralischen Sinn anbetrifft. Unter Menschen der „äußern Welt“ meine ich natürlich, der Beamten- und Handelswelt.

So sehr ich aber die Mönche liebte und beneidete, so sehr ich die modernen Barbaren der Handels- und Geschäftswelt verachtete, umso klarer fühlte ich, daß die katholischen politischen Hierarchien und die vereinsamten Ueberbleibsel einer himmlischen Begeisterung hoffnungslos unterlagen im Kampfe mit diesen Gegnern; und da sie auch Keime der Verdorbenheit in sich selbst bergen, mußten sie sich gerechtermaßen die grimmige Feindschaft von Männern wie Garibaldi in Italien und anderen redlichen, offenherzigen, freidenkenden Führern in anderen Ländern zuziehen. Im Verlauf der geschichtlichen Studien, die ich als Vorarbeit zu meinen *«Stones of Venice»* betrieb, wurde ich gewahr, daß im Welt- wie im Kirchenleben die Herzen des Menschen irregeführt werden durch ähnliche Trugge-

anken und Wünsche. Ob sie göttliche Vollkommenheit suchen oder irdisches Vergnügen, so verstoßen sie gegen Gottes Gebot, wenn sie — in selbstquälerischem oder selbstgefälligem Leben — sich der nächsten und einfachsten Pflicht entziehen und aufhören den Nächsten zu lieben wie sich selbst.

Während diese Ueberzeugung mich daran hinderte, durch meine Verehrung der katholischen Kunst der großen Jahrhunderte zur Annahme der katholischen Lehre hingeführt zu werden, wurde ich täglich gewisser, daß der Friede Gottes in allen pflichttreuen und kindlichen Herzen der arbeitssamen Armen ruhe; und daß die einzig dauernde Form reiner Religion sich in nützlicher Arbeit, treuer Liebe und uneingeschränkter Mildthätigkeit fund gibt.

Weder dem heiligen Bruno, noch irgend einem seiner treuen Nachfolger mangelte es an dieser reinen Religion: und schließlich muß man es ihnen anrechnen, daß sie, die arm waren durch freiwillige Wahl eines Lebens voll Mühsal, sich frei hielten von sentimentaler und trügllicher Verherrlichung „heiliger Armut“, als ob Gott volle Scheunen nicht als einen Segen betrachtet wissen wolle, und daß sie stets Leute von hoher Geisteskraft zu Vorstehern ihrer Gemeinschaft wählten. Sie haben dadurch einen heilsameren Einfluß auf die äußere Welt ausgeübt, als irgend ein anderer Mönchsorden von so geringer Mitgliederzahl oder so beschränkter Verbreitung. Zur Zeit ihrer Kraft, von der Gründung des Ordens, am Ende des elften Jahr-

hundreds, bis zum Anfang des vierzehnten, lebten sie in ihren Bergfestungen und sandten eine Reihe von Männern von größten geistigen Fähigkeiten und achtungsgebietender Herzensreinheit als Lehrer in alle Welt. Unter ihnen ist unser Hugo von Lincoln, in seinen Beziehungen zu Heinrich dem Ersten und Richard Löwenherz, meines Erachtens die schönste Priestergestalt, die mir aus der Geschichte bekannt ist. Große Päpste haben eine so riesige Gewalt, daß sie kaum ohne Grausamkeit, und dabei soviel Spielraum, daß sie nicht ohne Irrtum angewandt werden kann, und große Heilige sind immer bis zu einem gewissen Grade unverständlich: Hugos Macht dagegen besteht in persönlichem Mut und Gerechtigkeit, und seine Heiligkeit ist so klar, frei und kindlich, wie die Wellen der Quelle seiner Karthause.¹

Die Ereignisse der zehn Jahre von 1850—1860, die größtenteils in nutzloser Arbeit vergeudet wurden, zähle ich hier der Reihe nach kurz auf, bevor ich dazu übergehe, im einzelnen zu erzählen, was sich in diesem Zeitraum ereignete. Der Zusammenbruch meines puritanischen Glaubens, dessen Verlauf wahrscheinlich vielen Lesern meiner späteren Bücher am wichtigsten ist, soll in diesem Kapitel bis zu seinem traurigen

¹ Das ursprüngliche Gebäude war rings um eine Felsenquelle gruppiert, von welcher ein Rinnsal durch alle Zellen geleitet war.

Ende erzählt werden. Hier gebe ich zuerst die Haupt-
tatsachen dieses Dezenniums.

1851. Turner stirbt, während ich in Venedig mit
den wichtigsten Vorarbeiten für „Die Steine von
Venedig“ beschäftigt bin.

1852. Ich schließe, gleichfalls in Venedig, die Vor-
arbeiten für „Steine von Venedig“ ab. Das Buch
wird im Winter fertig werden. Sechshundert Quart-
seiten Notizen dafür, schön und eng geschrieben, sind
schon aufgearbeitet und jetzt nutzlos. Ebenso viele,
sorgfältige Zeichnungen, haben ebenfalls ihren Zweck
erfüllt.

1853. Henry Aland war in Glenfinlas bei mir.
Die Zeichnung vom Gneißfelsen gemacht, die jetzt
in Oxford ist. Die Arbeit zweier Monate, so oft das
Wetter sie erlaubte.

1854. Mit meinen Eltern in Bevey und Thun. Ich
beschäftige mich mit der Geschichte der Schweiz und
beabsichtige, die Bilder zu einer Stahlstichserie folgender
Schweizer Städte zu zeichnen: Genf, Freiburg, Basel,
Thun, Baden und Schaffhausen. Ich beginne die Zeich-
nungen für dies Werk, deren erste, Thun, den ganzen
Sommer in Anspruch nimmt und dann erst halb
fertig ist. — In Bevey schrieb ich, über den See
nach Chillon hinschauend, die Definition von Poesie
für „Modern Painters“. Sie übergeht den Rhythmus,
was ich jetzt für einen Mangel darin ansehe; im
übrigen ist sie gut, — „Die Gestaltung edler Be-

weggründe zur Erzeugung edler Bewegungen" ich vergaß den genauen Wortlaut, aber dieser ist ebenso gut, wenn nicht besser.

1855. Die Bemerkungen über die Hauptbilder in der Ausstellung der königlichen Akademie angefangen. Der Frühling ist so kalt, daß der Weißdorn am 5. Juni erst in Knospen steht. Ich hole mir einen Husten, der zwei Monate dauert, bis ich nach Tunbridge Wells zu William Richardson, meinem Vetter Doktor gehe, der mich ins Bett steckt, einen Syrup trinken läßt und in drei Tagen wieder gesund macht. Er entläßt mich mit einer ziemlich ärgerlichen Warnung, daß ich lieber nicht wieder einen Husten zwei Monate lang unbeachtet lassen solle. Der dritte Band von „Modern Painters“ wird fertig, und da ich nicht wußte, wie ihn nennen, so nannte ich ihn „Of Many Things“.

1856. Mit meinen Eltern in Genf und Freiburg. Zwei Zeichnungen in Freiburg machen die Arbeit des Sommers aus. Mein Vater fängt an des beabsichtigten Werkes über Schweizer Städte müde zu werden und fragt, ob der Rest von „Modern Painters“ jemals fertig wird.

1857. Meine Mutter wünscht, daß ich die Bucht von Cromarty und die Wasserfälle von Kilmorock sehe. Ich willige mürrisch ein und lasse mich nach Schottland mitnehmen. Papa und Mama, aufmerksam die Wirkung auf mein Gemüt beobachtend, zeigen mir ihre schottische Heimat. Auf meine eigene Bitte sehe ich

Craig-Elachie und die Wälder bei Lachin-y-Gair, erreiche schließlich die Bucht von Cromarty und die Fälle von Kilmorock, zweifellos den nördlichsten Punkt meiner Entdeckungen auf dem Erdball. Ich gebe zwar großmütig zu, daß die Bucht von Cromarty und die Fälle die lange Reise lohnen, bitte aber meine Eltern zu bedenken, daß es bis zur Spitze des Ben Wevis noch ein Weg von zwanzig Meilen durch Sümpfe und daß Dingwall nicht Mailand oder Venedig ist — und daß ich glaube, wir hätten genug von Schottland gesehen.

1858. Nachdem ich die Zeichnungen Turners, die jetzt in den „Katakomben“ der National-Galerie sind, habe herrichten, aufziehen, einrahmen und einschließen lassen, komme ich zu dem Entschluß noch zwei weitere Schweizer Städte, Rheinfelden und Bellinzona, meiner Liste beizufügen, als Erläuterung von Turners Skizzen dieser Orte; mein Vater erlaubt mir widerstrebend Couttet wieder mitzunehmen und läßt mir ganz meinen Willen. Ich bringe den Frühling in Rheinfelden und den Sommer in Bellinzona zu. Aber da Couttet der Meinung ist, daß diese Städtebilder zu keinem guten Ende kommen, und daß die Zeit, die ich auf dem Dache „dieser Baracke“ in Bellinzona zubringe, vollständig vergeudet ist, gebe ich die Städteansichten auf und kehre zu Van Dyk und Paul Veronese in die Turiner Galerie zurück. Bei meiner Rückkehr ist mein Vater von meinen Studien über diese Meister nicht befriedigt und bittet mich zum Erbarmen um das Ende der

„Modern Painters“; er sagt, er werde sterben, bevor es beendet sei. Beschämt verspreche ich, ohne weitere Abschweifungen mein Möglichstes dafür zu tun.

1859. Angestrenktes Schreiben und Zeichnen zu diesem Zweck. Der vierte Band wurde fertig. Mein Vater denkt selbst, ich solle Berlin, Dresden, München und Nürnberg sehen, ehe ich das Buch abschließe. Er und meine Mutter unternehmen ihre letzte Kontinentalreise mit mir nach diesen Städten. Ich mache meinen letzten glücklichen Spaziergang mit meinem Vater bei Königstein.

1860. Ich arbeite tapfer den ganzen Winter und Anfang des Frühjahrs, beendige das Buch, — so zu sagen. Meinem Vater gefällt das letzte Kapitel und die Stiche nach meinen Zeichnungen von Nürnberg und Rheinfelden. Auf die Kraft dieser Leistung kindlicher Pflicht vertrauend bin ich grausam genug, auf eigene Faust wieder nach St. Martin zu gehen um darüber nachzudenken, was ich zunächst in Angriff nehmen soll. Von da gehe ich nach Chamoniix hinauf, — und hier beginnt ein neuer Abschnitt meines Lebens.

Ich muß nun so einfach und kurz als möglich meine Beziehungen zu der Handwerkerschule (Working Men's College) darstellen. Von den Lehrern kannte ich nur den Vorsteher, F. D. Maurice und meinen Freund Rosssetti. Man muß es Rosssetti nachrühmen, daß er der einzige unserer modernen Maler war, der Schüler nur aus Liebe zu ihnen selbst unterrichtete. Er war eigentlich kein

Engländer, sondern ein in dem Fegefeuer Londons schmachtender großer Italiener, der sein Bestes tat und sein Bestes lehrte. Dies Beste aber litt durch die Gewalt seiner sinnlichen Leidenschaft. Er wußte sich nicht zu zügeln und hatte keinen Glauben, der ihn leitete. Von ihm später mehr. Frederick Maurice liebte ich, wie es jeder tat, der ihm näher trat und hege keinen Zweifel, daß er auf seinem Lebensweg so viel Gutes tat, als er konnte. Das konnte man keineswegs von Rosssetti oder von mir sagen: leider war Maurice von Natur aus verwirrt und, wenn auch in liebenswürdiger Weise, im Irrtum; sein reines Gewissen und hitzigen Neigungen machten ihn egoistisch und bei seinem Bibellesen so unleidlich, wie nur irgend einen Ungläubigen. Nur einmal ging ich in eine seiner Bibelstunden, sie war bezeichnend für ihn und entscheidend für mich.

Der Gegenstand der Besprechung war Jael, die Sissera erschlägt. Maurice hielt einen glänzenden modernen Ueberblick über das, was recht ist und was nicht, und sprach in leidenschaftlicher Entrüstung; er belehrte seine Zuhörer aufs nachdrücklichste und feierlichste, daß so schreckliche Taten nur in jenem dunklen biblischen Zeitalter mit kaltem Blut vollbracht werden konnten; daß keine fromme, patriotische Engländerin daran denken solle, Jael nachzuahmen und den Kopf eines Russen oder Preußen am Boden festzunageln, — besonders wenn sie ihm zuvor mit einer stattlichen Schlüssel Butter aufgewartet hatte. Am Schluß dieser

Betrachtung, während deren ich schweigend darsaß, wagte ich die Frage, warum dann die Prophetin Debora Jael preise mit den Worten: „Gefegnet sei vor allen Frauen das Weib Hebers des Keniters“? Maurice, mit erschreckten und blitzenden Augen, brach in eine halb verächtliche, halb polternde Verleumdung Deboras aus, nannte sie eine flammende Amazone und ihren Gesang einen rhythmischen Sturm der Schlachtenwut, dem man mit nicht mehr Erbauung und Glauben zu lauschen brauche, als dem Schwertgesang der Normannen in der Schlacht bei Hastings.

Danach blieb mir, dem Deboras Gesang so heilig war wie die Seligpreisungen, nichts andres übrig als völlige Zerknirschung inummer und Erstaunen; die Augen der ganzen Zuhörerschaft waren auf mich gerichtet in unwilliger Ueberraschung über meine verdunkelte Erkenntnis und unchristlichen Gefühle. Ich schlich mich fort und kam niemals wieder.

Dies war das erste Mal in meinem Leben, daß ich dem erhobenen Haupte ernsthafter und religiöser Kezerei begegnet war in einem Manne, der weder eitel noch ehrgeizig, instinktiv und unbedenklich seinem eigenen lebenswürdigen Gefühl als dem endgültigen Beurteiler aller Dinge vertraute; an ihm maß er alle Gefühle von Menschen und Engeln, die Gefänge der Propheten und die Wege Gottes.

Natürlich folgte daraus logischer- und notwendigerweise, daß jeder einzelne Schüler von Maurice sich auch seine persönliche Ansicht über die Propheten

bildete — oder eigene Gefänge schrieb, die den Bedürfnissen der Schule und der Ethik Londons besser angepaßt waren.

Ich für meinen Teil suchte mir unter den Böglingen dieser Volkshochschule zwei Schüler aus, um sie auszubilden so gut ich es vermochte. Den einen wählte ich, der andere wählte mich, oder genauer gesagt, meiner Mutter Magd Hanna. Aus Liebe zu ihr besuchte er die Schule, lernte dort unter Rossetti und mir zeichnen und wurde schließlich Mr. George Allen von Sunnyside, mein Verleger. Hoffentlich sieht er auf diese Zeit, da er als ehrenwerter und musterhafter Tischlergeselle die Schule besuchte, als auf diejenige zurück, die den Grund zu seinem späteren Lebensglück legte.

Den andern Schüler wählte ich selbst; es war ein geschickter und talentierter Zimmermann; sein Stolz, Eigensinn und eine gewisse eckige Beschränktheit im Verein mit dem tödtlichen Einfluß Londons und der Handwerkerclubs drückten ihn nieder. In seinem wie in vielen andern Fällen habe ich gefunden, die geeignetste Schule für Handwerker sei die Lehre unter Meistern, die tüchtiger sind als ihre Gesellen und ihr Geschäft in Biederkeit und Gottesfurcht führen.

Kurz bevor ich dem Mauriceschen Freidenkertum lebwohl sagte, war ich in noch offeneren Widerstreit mit den puritanischen Dogmen gekommen, welche

das Denken überhaupt verbieten. Ich war von meinem Freunde Macdonald schüchtern eingeladen worden, einer vornehmen Sitzung bei dem Grafen Ducie beizumohnen. Herr Molyneux, ein damals berühmter puritanischer Geistlicher, führte den Vorsitz; er saß, das eine Bein über dem andern Knie, in einer Stellung, wie sie in mittelalterlichen Skulpturen Herodes bei Darstellungen des bethlehemitischen Kindermords einnimmt, und redete im Tone voller Ueberzeugung und Befriedigung und zur großen Erbauung seiner gleichgestimmten Zuhörerschaft über das schöne Gleichnis vom verlorenen Sohn. Von welchen oder wievielen seiner Zuhörer er voraussetzte, daß sie sich von Trebern genährt und ihres Vaters Gut verpraßt hätten, erhellte natürlich nicht aus seinem Sermon; aber daß etwas derartiges notwendig sei, um die Freude im Himmel vollkommen zu machen, das stand außer Frage.

Ich wartete bis das laute Entzücken der bekehrten Gesellschaft ein wenig nachzulassen begann; dann wagte ich Herrn Molyneux zu fragen, was wir von dem Beispiel des andern, nicht verschwenderischen Sohnes lernen sollten, der, wie sein Vater von ihm rühmt, „allezeit bei mir war, und alles, was ich habe ist sein“? Die ganze Gesellschaft wurde von plötzlichem Entsetzen gepackt in dem einmütigen Gefühl, daß die Schlange irgendwie über die Mauer ihres Gartens Eden gekommen sei; und einige schienen mir nach den Kerzen zu schielen, als ob sie erwarteten dort blaue Flammen zu sehen. Nach einer kurzen Pause sammelte

sich Herr Molhneux zu einem Ausdruck von Mitleid und Nachsicht und erklärte mir, den verborgenen Donner zurückhaltend, daß der daheimgebliebene Sohn nur eine schmückende Figur sei, eingeführt, um den Hintergrund der Parabel vorteilhaft auszufüllen; für den verständigen Schriftforscher enthalte er weder Belehrung noch Vorbild, sondern sei im Gegenteil eine Falle für den Unbedachten und eine Versuchung für die Selbstgerechtigkeit, die Sünde, welche Gott am meisten beleidigt.

Unter dem Bannstrahl dieser Antwort entfernte ich mich schweigend aus der Sitzung, wie seiner Zeit aus derjenigen des Herrn Maurice. Auch hier ging ich fort und kam niemals wieder. Aber weder der Puritanismus in Belgravia Square, noch der Liberalismus des Red Lion Square interessierten oder beleidigten mich mehr, als andere fragenhafte Begebenheiten unseres frankheitbergenden, rauchgedörrten Londoner Lebens. Meinem alten schottischen Schäfer-Puritanismus und dem entsprechenden edeln französischen Protestantismus brachte ich jederzeit schuldige Liebe und Ehrerbietung entgegen.

Schon mehrmals habe ich davon gesprochen, wie ich in meinen Architekturzeichnungen auf so billige Art die Ornamente durch geschickt angebrachte Tüpfelchen und Schnörkel darstellte. Wiewohl ich bereits im Jahre 1845 korinthische Kapitäle von normannischem und gotischem Bildhauerwerk auf meinen Zeichnungen mit

großer Genauigkeit unterschied, hatte ich mich doch nie um das rein Ornamentale gekümmert, bis ich 1850 oder 51 bei einem Buchhändler in einer kleinen Seitengasse ein Büchlein aus dem vierzehnten Jahrhundert fand, das den Titel „Stunden der Jungfrau“ trug.

Es war zwar keine feine, jedoch außerordentlich reiche Arbeit, grotesk und voll lebhafter Farben.

Die neue Welt, die jedes Blatt dieses Buches mir eröffnete, und die Freude, die ich empfand, indem ich seine Buchstaben zählte, seine Verzierungen entwirrte, als ob sie alle aus Gold getrieben wären — wie es viele von ihnen wirklich waren — kann ich nicht beschreiben, so wenig wie alles andere Gute, das ich gern erzählen möchte. Die Welt, die sich mir da eröffnete, war mir an sich nicht neu, aber der Besitz eines Stückes derselben; denn lange vorher hatte ich die bemalten Missalien in Adelschlössern gesehen, mit tieferer Bewunderung und Teilnahme als ich sie jetzt dafür hege. Denn immer und immer muß ich wiederholen, daß meine Natur die eines Arbeitsmannes und eines Geizhalses ist. Ich freute mich und freue mich noch, an der bloßen Zahl der Meißelhiebe im Marmor und der Stiche in der Stickerei, und wurde nie müde die Goldsacke und Juwelengkästchen in „Tausend und eine Nacht“ zu zählen; und, obgleich ich auch großmütig bin und gern gebe, ist es doch nicht mein Begriff von Mildthätigkeit, mein letztes Stück Brot mit einem Bettler zu teilen, sondern wie ein

Beherrscher der Gläubigen, durch eine Stadt zu reiten, die Satteltaschen mit Zechinen und Dukaten gefüllt und rings um mich her den leuchtenden Regen und Hagel mit vollen Händen auszuwerfen; freilich bedürfte es noch weiterer Säcke zum Ersatz der leeren.

Aber nun, da ich mich selbst im Besitz eines Missale fand, seine Blätter berühren und umwenden konnte, sogar hier und dort das Latein darin verstand, konnte kein Mädchen von sieben Jahren stolzer und glücklicher über seine Puppe sein: doch war das Gefühl ein Mittelding zwischen dem des Mädchens mit seiner Puppe und dem Aladins mit seinem dienstbaren Geiste, der ihm Paläste baut mit Juwelenfenstern. Denn sicherlich ist ein schön gemaltes Gebetbuch wie eine Märchenkirche voll farbiger Fenster, zusammengefaltet, daß man sie in die Tasche stecken kann, mitsamt der Musik und dem Segen aller ihrer Gebete.

Und dann folgte die Entdeckung, daß alle schönen Gebete katholisch waren, und alle weißen Bibelerklärungen katholisch; während jede Art geschriebenen protestantischen Gottesdienstes entweder entstellte Nachbildungen, oder verwaschene, zerrissene Fetzen und Trümmer der großen katholischen Kirchenlieder, Litanen und Lobgesänge sind.

„Aber warum wurden Sie damals nicht Katholik?“

Man könnte mich ebenso gut fragen, warum ich nicht ein Feueranbeter wurde. Ich konnte nichts anderes werden, als was ich war oder allmählich wurde.

Ich glaubte an den lebenden Papst nicht mehr, als an den lebenden Khan der Tartarei. Ich sah in der That, daß die Psalmen des zwölften Jahrhunderts schön und gut waren, die presbyterianischen Gebete dagegen unschön und schlecht, da die Menschen gar nicht erwarteten durch sie gebessert zu werden. Doch hatte ich weder den Koran, noch Confucius, weder Plato, noch Hesiod gelesen und fing gerade erst an, meinen Vergil und Horaz zu verstehn.

Lassen Sie mich die Beichte meines endgültigen Abfalls von der puritanischen Lehre beendigen.

Die härteste Vorschrift dieser Lehre, die mich noch festhielt, war die Sonntagsheiligung: der Gedanke, daß man am Sonntag weder sein Vergnügen suchen, noch irgend etwas Nützliches tun dürfe. Allmählich sah ich bei ehrlichem Bibellesen, daß es ein Hauptpunkt der Lehre Christi war, das Joch des Sabbats fortzunehmen, während er selbst, als Jude, doch dem Mosaischen Gesetz in diesem Punkte gehorchte. Auch fand ich, daß St. Paulus ihn mit Bewußtsein ganz abgeschafft hatte, und daß das Andenken an die Auferstehung nur durch Mißverständnis und willkürliche Hartnäckigkeit mit dem Sabbat der Juden verquickt worden war.

Trotzdem behielten die Stellen im alten Testament, die von der Sabbathheiligung handeln, Gewalt über mich und haben sie nie verloren. Und doch erfüllte die eingenistete Gewohnheit, sich den ganzen Tag unglücklich zu fühlen, in keiner Weise den Befehl, den Sabbat ein Entzücken zu nennen.

Ich habe das Jahr 1858 als das nächste nach 1845 bezeichnet, in dem ich ganz mein eigener Herr war. Couttet traf mich in Basel, worauf wir sehr vergnügt nach Rheinfelden gingen und dort blieben, um Zeichnungen von der Stadt und ihren Brücken zu machen (zwei davon sind in „Modern Painters“ abgebildet).

Nachdem ich am zweiten Sonntag dort mit Georg das Kirchengebet gelesen hatte, machte ich allein einen Spaziergang in ein liebliches Thal auf der Schwarzwaldseite des Rheines. Jedes der hübschen Häuschen hat dort eine Inschrift, in schönen gotischen Buchstaben, mit dem Datum der Erbauung, den Namen des Ehepaars, das es baute, und einem frommen Spruch, der den Segen Gottes für sie und ihre Kinder ersuchte. Natürlich nicht immer in den gleichen Worten, sondern in den mannigfaltigsten Versen der gleiche Sinn.

Auf diesem Sonntagsspaziergang sammelte ich voll Freude allerlei Blumen und kam heim mit einem vielfarbigen Strauß, in dem die dunkelpurpurne Orchis vorherrschend war. Da ich ihren Bau noch nie näher betrachtet hatte, kam es mir bei, es im klaren Sonnenlicht dieses Nachmittags mit aller Sorgfalt zu tun. Auch schien es mir ganz recht zu zeichnen, was ich beobachtete; obgleich ich dabei ein dumpf beunruhigtes Bewußtsein hatte, daß es für mich etwas ganz Neues und Unerhörtes war, am Sonntag zu zeichnen.

Seitdem tat ich es immer, wenn mir die Gelegenheit dazu günstig schien. Wie es jedoch auch kommen

mochte, meine Zeichnungen in diesem Jahre wollten mir nicht gelingen und gelangen im eigentlichsten Sinne, niemals wieder. Sie glückten nicht, dem Lauf der Dinge gemäß, und konnten nicht glücken, ohne bessere Anleitung als meine eigene; und gerade in Rheinfelden wurde zum erstenmal der Umschwung bemerkbar, denn nach zwei wirklich netten farbigen Bignetten, die ich hier machte, versuchte ich in allzu ehrgeizigem Bestreben eine Zeichnung der Felsen in der Bucht von Uri, woran meine Kraft scheiterte. Hätte ich fortgefahren, einfache Dinge zu malen, wie jene Bignetten, so wäre meine Reise in jedermanns Augen sichtlich erfolgreich erschienen. So aber folgte auf die Felsen bei Uri das noch waghalsigere Unterfangen, die ganze Stadt Bellinzona, samt ihren drei Bollwerken und den umgebenden Bergen zu zeichnen, ein Unternehmen, das sich allmählich zu dem bescheidenen Wunsche zusammenzog, wenigstens jeden Ziegel an dem Dache eines Turmes in den Weinbergen richtig zu zeichnen, — „dieser Baracke“ wie Couttet es nannte.

Diesen Entschluß führte ich aus, dazwischen las ich in zwei Monaten den „Plutos“ des Aristophanes drei oder vier Mal und machte jeden Nachmittag große Spaziergänge. Gesamtergebnis am 1. August: allgemeine Niedergeschlagenheit und Widerwillen gegen Bellinzona, — „diese Baracke,“ — und am meisten gegen mich selbst, weil mein Griechisch noch nicht ausreichte, um „Plutos“ zu übersetzen. In diesem Gemüts-

zustand erfaßte mich ein wahrer Hunger nach dem Stadtleben, Militärmusik, hübsch gekleideten Leuten und Läden wo etwas zu haben war. Mit Freuden begrüßte ich Couttets Mißbilligung der ganzen Reise und kündigte ihm plötzlich an, daß ich nach Turin gehen wolle.

Der Luxus des Hotel de l'Europe wirkte nach den Ziegelfußböden und schlechten Mittagessen von Bellinzona außerordentlich angenehm; zudem gab es ein ruhiges, kleines Opernhaus, das man schon aus Freundlichkeit gegen die Sänger besuchen mußte; endlich so viel militärisches Treiben der besten Truppen Italiens, als man nur wünschte, mit vortrefflicher Musik, flatternden Federbüschen und hübschen Zuschauerinnen. So ließ ich mich denn für den Herbst in Turin nieder.

An einem Sonntagmorgen lenkte ich meine Schritte in die südliche Vorstadt nach einer kleinen Kapelle an der staubigen Straße, in welcher sich unbeachtet die wenigen Schäflein des alten waldenser Glaubens sammelten, die von ihren Weiden am Fuße des Monte Viso in die weltliche Hauptstadt von Piemont eingewandert waren.

Die Versammlung zählte im Ganzen drei- oder vierundzwanzig Personen, von denen etwa fünfzehn grauhaarige Frauen waren. Ihr ungelehrter Prediger, eine etwas kümmerliche Gestalt in einfachem schwarzem Rock, geleitete sie mit krächzender Stimme durch die einschläfernden Gebete hindurch, die wirklich das Aeußerste sein müssen für Leute, deren gegenwärtiges Leben langweilig und deren irdische Zukunft unabänderlich ist. Dann warf er sich mit größtem Eifer

in eine tröstende Rede über die Schlechtigkeit der weiten Welt, insbesondere der Ebene von Piemont und der Stadt Turin, und über die ausschließliche Gnade Gottes, deren sich die neunzehn bis vierundzwanzig ausgewählten Mitglieder seiner Kongregation dereinst in den Straßen von Udmach und Zeboim zu erfreuen haben.

Ich selbst, durch diese Lehre weder sonderlich getröstet, noch beunruhigt, ging in die verdammungswürdige Stadt zurück und in die Galerie hinauf, wo Paul Veroneses „Salomo“ und die „Königin von Saba“ in vollem Nachmittagslicht erglühten. Durch die offenen Fenster fluteten mit der warmen Luft bald kräftig schwellend, bald leise verhallend die Töne der Militärmusik vom Palasthofe herein. Und indem allmählich die Vollkommenheit der Farben und Töne Macht über mich gewann, schien sie mich schließlich in dem alten jüdischen Glaubenssage zu befestigen, daß alles, was freudig und recht getan werde, mit Hülfe und im Geiste Gottes geschieht.

Natürlich schlossen die Betrachtungen jener Stunde in der Turiner Galerie nur Gedankenreihen ab, die mich seit Jahren zu diesem Ziele hingeführt hatten. Von einer plötzlichen Befehrung konnte bei mir nicht die Rede sein, weder durch Prediger, noch durch farbige oder tönende Harmonien; aber an jenem Tage legte ich meinen puritanischen Glauben beiseite, um ihn nie wieder zu erörtern.